

# MEDIENWISSENSCHAFTEN

---

## Diagnose einer gescheiterten Fusion

«Am Anfang steht das Ende, sonst wäre das Neue das Alte».

(Aus dem Editorial der Zeitschrift *Radical*, März 1984)

Die Frage, wie man das Internet und die Neuen Medien interpretieren könnte, ist zu wichtig, um sie Universitätsbürokraten zu überlassen. Die aus den Geisteswissenschaften kommenden Medienwissenschaften haben die Neuen Medien und die Aufklärungsarbeit im Bereich Internet nie in den Griff bekommen. Durch ineffektive, verkalkte und divergierende Zusammenlegungen fasst das Container-Konzept Medienwissenschaften Literatur, Film, Radio und Fernsehen, Theater, Design, Visuelle und Performancekunst gewaltsam mit Neuen Medien unter einem verworrenen und undeutlichen Label zusammen. Weder haben Medienwissenschaften zu den verschiedenen *Early-Adopter*-Bewegungen beigetragen, noch positionierten sie sich als Oase radikaler Kritik oder verschrieben sich der Geschichte, um eine <medienarchäologische> Perspektive zu entwickeln.

Dieses dialogische Manifest will den institutionellen Schutt abtragen. Unnötig zu sagen, dass dies zugunsten der Neuen Medien, des Internets und der *Software Studies* geschehen soll. Die Zeiten, in denen wir im Namen <der Medien> im Allgemeinen sprachen, sind vorbei. Der Begriff <Medien> wird mehr und mehr zu einem leeren Signifikanten. In Zeiten von Budgetkürzungen, von Kreativindustrie und geistiger Armut müssen wir die schwammigen Konvergenz-Ansätze beiseite legen und stattdessen gründliche Detailstudien zu Netzwerken und digitaler Kultur vorantreiben. Eine Gesamtschau versorgt uns nicht länger mit kritischen Konzepten. Es ist an der Zeit, Autonomie und Ressourcen für Neue Medien zu beanspruchen, um endlich die institutionelle Peripherie zu verlassen und Anschluss an die Gesellschaft zu finden.

Um das Internet und digitale Medien angemessen zu erforschen, müssen wir das <Digitale> aus der Umklammerung der allgemeinen Medienwissenschaften befreien. Lehre und Forschung im Bereich <digitale Netzwerke> müssen ihre Unabhängigkeit erklären. Lassen wir die ermüdende Dialektik zwischen Alt und Neu hinter uns und vergessen wir die große Langeweile eines ständigen Wettbewerbs mit Printmedien und Rundfunk. *Remediation* gab es immer und wird es immer geben, sie gehört zum Digitalen dazu. Niemand behauptet, am Nullpunkt anzufangen, aber die Kindertage sind vorüber. Was die <Tode des Kinos> oder die <Enden des Fernsehens><sup>1</sup> einleitet – darum sollen sich andere kümmern. Wir müssen uns präziser mit den Besonderheiten des Digitalen auseinandersetzen, mit der vernetzten Arbeitsweise, den Zumutungen von Echtzeit und der mobilen Dimension gegenwärtiger Medienerfahrung. Es wird Zeit, dem Internet, Computerspielen und Mobiltelefonen unter ihren eigenen Bedingungen zu begegnen. Statt Zeit mit dem Schicksal gedruckter Zeitungen zu verschwenden, wird unsere Aufmerksamkeit dringend für Phänomene wie ortsbezogene Dienste, Cloud Computing, Suchdienste, Onlinevideos und das <Internet der Dinge><sup>2</sup> gebraucht. Die Debatte um <freie> und nachhaltige Modelle der Internetökonomie ist beim Mainstreampublikum angekommen, aber die theoretischen Grundlagen – seien sie zustimmend oder ablehnend – sind zu schwach, um uns durch die Umbruchzeiten zu führen. Wie konnte es dazu kommen?

Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts haben Medienwissenschaften einen aussichtslosen Kampf geführt, um mit der Geschwindigkeit techno-kultureller Veränderungen mithalten zu können. Wenn wir uns irgendeine Chance ausrechnen wollen, in diesem Rennen aufzuholen, müssen wir den digital vernetzten Raum als eine eigenständige Sphäre anerkennen, die eigene Begriffe und Methoden fordert. Die manisch impulsive Kultur des Pop hat sich als schwarzes Loch für zu viele Theorietalente erwiesen. Statt Konzepte in Twitter-Geschwindigkeit hervorzubringen, werden die meisten Ideen zu <Neuen Medien> neutralisiert und in der verbreiteten Atmosphäre von Etatkürzungen und gemäßigttem Tempo eingeebnet. In den Hochschulen hat der Lehrkörper ohnehin keinen Bedarf an Reformen. Während er darum kämpft, sich von Berufsausbildung fernzuhalten, ist die akademische Medienforschung daran gescheitert, attraktive Denkmodelle zu entwickeln. Angesichts der immer größer werdenden Kluft zwischen Theorie und Praxis haben Medienwissenschaftler mehr als genug damit zu tun, die bürokratischen Monster zu bekämpfen, die ihre wuchernde Metadisziplin ausgebrütet haben. Man muss sich langsam eingestehen, dass Medienwissenschaften derzeit einer verlassenen Baustelle gleichen, die durch ihre eigene Vernachlässigung zerfällt. Wollen wir dieses gescheiterte Projekt mutwillig weiterführen? Oder sollen wir die wachsenden Risse eingestehen und die Erfolge des Projekts feiern, indem wir alles dem Erdboden gleichmachen und nochmal neu anfangen? Allzu häufig lautete die Frage: Wie passen wir hinein? Aus pragmatischen Gründen haben WissenschaftlerInnen im Bereich

1 So der Titel einer Konferenz an der Universität Amsterdam (UvA). Vgl. <http://www.medistudies.nl/uv-conferenties/conferenties-organisatie2006/End%20of%20television.html>, gesehen am 13.3.2011.

2 Mirko Tobias Schäfer, der Medienwissenschaften an der Universität Utrecht lehrt, widerspricht: «Serious Forschung würde sich mit der Analyse der Metaphern beschäftigen. Ich befürchte, dass die ständigen Versuche mit der «Marketingmaschinerie» mitzuhalten, zu schlechter Forschung führen und falsche, unangebrachte Forschungsgegenstände bestimmen werden.» (Aus einer privaten E-Mail-Korrespondenz, 18.9.2009).

Neue Medien bislang damit argumentiert, dass ihr Gebiet eine ›besondere Affinität‹ zu Design, Fernsehen, Film, Management oder was auch immer habe. Aber das hatte es noch nie. Und diese Strategie der Verschleierung hat sich inzwischen erschöpft.

Als Reaktion auf diese Sackgasse vermeiden junge und ambitionierte DenkerInnen absichtlich die Medienwissenschaften. Aus Karrieregründen ist es ratsamer, seinen Lebenslauf in den Visuellen Künsten oder der Philosophie zu verorten oder sich gleich auf die Geschichte von Printmedien, Film oder Fernsehen zu spezialisieren.<sup>3</sup> In Krisenzeiten wie diesen hat der *Green New Deal* die Rolle der zukunftsweisenden Forschung von den Informations- und Kommunikations-Technologien (ICT) übernommen. Forschungsgelder fließen in elektrische Autos, Windenergie usw. Statt als Hotspot der Coolen gefeiert zu werden, werden Medienwissenschaften als Deponie für versprengte und überarbeitete AkademikerInnen mittleren Alters betrachtet, die allen Grund haben, sich über mangelnde Förderung und Inspiration zu beschweren. Für Leute in schrumpfenden geisteswissenschaftlichen Fakultäten stand nur ein Weg offen – hinab in den Strudel des Malstroms. Die Globalisierung der Hochschulausbildung und die zunehmende Konkurrenz unter den Disziplinen um schwindende Fördergelder und begabte Studierende hat den Eindruck einer Krise in den Jugendjahren der Forschung und Lehre zu Neuen Medien nur noch verstärkt. Zur Bewältigung dieser Herausforderungen benötigen wir eine Kultur der ›kollektiven Mitwirkung‹ an Wachstumsschüben, denn die nächste Metamorphose des Felds ist noch inmitten der aktuellen Gefährdungen durch konzeptuelle Schwächen und Unsicherheiten bereits absehbar. Sind die *New Media player* in diesem Klima des Erstarrens bereit für den nächsten *Großen Sprung* nach vorn?<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Florian Cramer in einer privaten E-Mail-Korrespondenz vom 16.9.2009: «Wenn ich ein Kind im Alter von 21 hätte, würde es jetzt mit der High School abschließen und ich würde – wenn ich gefragt würde – ihr oder ihm sehr dazu raten, statt Medienwissenschaften lieber Philosophie kombiniert mit Informatik und Literatur- oder Kunstgeschichte zu studieren. Dem ganzen Feld liegt eine Schizophrenie zugrunde. Alle guten Medienforscher haben klassische Geisteswissenschaften studiert und ich kenne keinen guten Medienwissenschaftler, der einen Abschluss in Medienwissenschaften hat. Das Problem beim Studium der Medientheorie ist, dass man üblicherweise mit einem zweitklassigen Theoriekanon mit McLuhan und allem anderen, was normalerweise auf den Literaturlisten der Medientheorie steht, ausgebildet wird.»

<sup>4</sup> Der *Große Sprung nach vorn* war der Name einer Kampagne der Volksrepublik China zwischen 1958 und 1961, die den zweiten Fünfjahresplan übertreffen sollte (Anm. d. Übersetzerin).

Die Ursache dieser konzeptuellen Stagnation gründet im Konzept Medienwissenschaften selbst. Statt Forschungsmethoden und grundlegende theoretische Konzepte zu einer ambitionierten philosophischen oder theoretischen Einheit zu verschmelzen, tragen Medienwissenschaften die Last eines schweren Rucksacks voller heterogener Paradigmen des 20. Jahrhunderts mit sich, die vom Postkolonialismus bis zu den Visual Studies reichen. Unglücklicherweise sind diese Konzepte schlecht auf die fluiden Medienobjekte unserer Echtzeit-Ära vorbereitet. Solche Analysen bevorzugen üblicherweise visuelle Repräsentationen (weil es das ist, was WissenschaftlerInnen zu analysieren gelernt haben), während sie die sozialen und interaktiven Dynamiken vernachlässigen. Erwarten wir ernsthaft aufregende Entdeckungen und brauchbare Einsichten, wenn wir YouTube mit Spivak ›lesen‹, *Heroes* mit Žižek aus einem interpassiven Blickwinkel schauen, mit Castells durch die Nationalbibliotheken schwärmen, Google à la Deleuze verstehen oder Twitter mit Butler deuten? Nicht nur, dass die zu erwartenden Ergebnisse unangemessen sein werden – der Ansatz an sich ist schon falsch. Während diese Kritik auf viele Felder zutrifft, gilt sie ganz besonders für die Medienwissenschaften. Die mechanische Anwendung von

Theorie auf Objekte (X mit Y lesen) hat – obwohl sie auf abstrakte Art und Weise durchaus ihre subversiven und innovativen Momente haben kann – ihre kritische Grenze schon vor einiger Zeit erreicht. Eine der zentralen Funktionen von Theorie – gesellschaftlich entscheidende Fragestellungen hervorbringen und zugleich denen, die die Arbeit machen, Unterstützung und Energie zu geben – wurde ihrer Kraft beraubt.

Darüber hinaus zeigt die zeitgenössische Kulturtheorie eine unausgesprochene Attitüde der Gleichgültigkeit, wenn nicht sogar Überheblichkeit gegenüber Neuen Medien. Wiederholen wir die Trennung in hohe und niedrige Kultur noch einmal?<sup>5</sup> Was ist der Preis dafür, die besonderen Erfordernisse eines Mediums zu ignorieren, indem man im verzweifelten Ringen um wissenschaftliche Anerkennung grobschlüchtig die Arbeiten von Freud, Lacan und Foucault auf Medienprodukte anwendet?<sup>6</sup> Dieser Rückgriff auf Theorie, der in Cultural Studies-Programmen und Kunstakademien rund um den Globus praktiziert wird, kann als Erbe der 1990er Jahre gelesen werden, als es einen Überfluss von spekulativen Theorien und nicht genügend empirische Daten und (digitale) Methoden gab. Ein Jahrzehnt später müssen wir erneut verhandeln, wie viel Programmierkenntnisse GeisteswissenschaftlerInnen als Grundfertigkeit benötigen. In welchem Maße sollte man selbst Software programmieren, um wirklich kreativ mit dem Digitalen umgehen zu können? Ist es nötig, im medienwissenschaftlichen Grundstudium Code zu schreiben? Man erkläre mal seinem Neffen: Medienwissenschaften sind keine Kulturwissenschaften, keine Bildwissenschaften, keine Kommunikationswissenschaften. Aber was sind sie dann?

Das grundlegende Problem der Medienwissenschaften ist, dass <Theorie> niemanden mehr fasziniert. Sie hat ihre Fähigkeit verloren, die kollektive Imagination für sich zu gewinnen oder den festen Kern ihrer Anhänger zu stimulieren. Einstmals progressive Inhalte ziehen kein Publikum mehr an, vor allem kein jüngerer. Manche Theorien waren eine Zeit lang gleichauf mit dem Zeitgeist. Auf wundersame Weise schienen sie die Belange aller anzusprechen. Man lese sie zwanzig Jahre später und sie sind tot. Man komme in fünfzig Jahren nochmal auf sie zurück und ihre Verschrobenheit hat einen altmodischen Charme. Heutzutage werden die Heiligen Schriften der Pariser Theorie oft nur noch als indifferente Textmaschinen wahrgenommen, die nur aus einem einzigen Grund existieren: um akademische Karrieren zu legitimieren. Sie stellen das Offensichtliche in einem geheimen Code dar, der für Außerirdische geschrieben scheint. Wie konnten wir in so einem jämmerlichen Zustand enden? Warum ist Medientheorie eine solche Zeitverschwendung? Aufgrund der sich ständig verändernden Definitionen von Medien konnten Theorien so schnell veralten. Es macht zum Beispiel keinen Sinn, McLuhan oder Baudrillard auf Wikipedia anzuwenden. In der Vergangenheit bot Medientheorie, wenn sie mit spekulativer Metaphysik und weiträumigen konzeptuellen Landschaften kombiniert wurde, eine Gelegenheit, der spießigen Atmosphäre an den Anglistik- und Germanistikinstituten zu entfliehen. Das ist jedoch nicht mehr der Status

<sup>5</sup> Florian Cramer in einer privaten E-Mail-Korrespondenz vom 16.9.2009: «Das geschieht bereits. Wenn Du als Wissenschaftler nur online publizierst, giltst Du als geistig anspruchslos, wenn Du Bücher veröffentlichst, giltst Du als Intellektueller. Wenn Du als Filmemacher einen Kinostart auf 35 mm hast, bist Du hochkulturell. Wenn Du etwas auf YouTube veröffentlichst, bist Du niveaulos.»

<sup>6</sup> Das ist die Behauptung von Jordi Wijnalda, *What is Film? Manifest for a New Film Analysis*, in: Xi, Heft 17.4, 2009, 6, einer studentischen Zeitschrift für Medienwissenschaft der Universität Amsterdam. Wijnalda verwirft die «Großen Theorien» und fordert, wählerischer bei der Auswahl des theoretischen Rahmens zu sein. Sie fordert eine Renaissance der Filmästhetik gegen die eindimensionalen Ansätze, die Film auf Text reduzieren. Insgesamt sollten KritikerInnen ihre Forschungsgegenstände mehr respektieren. Film spricht eine andere Sprache, die sich von anderen Kunstformen und Medien unterscheidet.

quo, mit dem Medienwissenschaften sich beschäftigen müssen. Der entwurzelte, kontextlose Zusammenhang, der die textbasierte Hermeneutik der Literaturtheorie hervorgebracht hat, wurde durch neoliberale Manager ersetzt, die sauber die Ergebnisse kontrollieren, die durch ihre unternehmerisch-inspirierten administrativen <Theorien> fundiert und belegt werden.

Warum sollten Kommunikationswissenschaften, literaturwissenschaftliche Programme, Film-, Fernseh- und Kulturwissenschaften, oft selbst erst wenige Jahrzehnte jung, ein so aggressives Raubtier in ihrer Mitte dulden? Medienwissenschaften existierten in einer Vielzahl von Varianten, um zugleich in einer Vielzahl von prekären Situationen zu existieren: zwischen Medien- und Kommunikationswissenschaften mit einem Schwerpunkt in Sozialwissenschaften, in schnell wachsenden und ökonomisch erfolgreichen berufsqualifizierenden Maßnahmen an Fachhochschulen, sie hatten Teil an der zunehmenden Bedeutung von MBAs, der jüngsten Wiederbelebung der Sozialwissenschaften, dem Paradigma der Kreativindustrien, und nicht zuletzt der Informatik, die trotz rückgängiger Studierendenzahlen ob des *Outsourcings* von IT-Services nach Indien die hauptsächlichsten Gewinner Hunderter Millionen von Euro an Fördergeldern sind.

Was Medienwissenschaften fehlt, ist ein *Geburtsmythos*.<sup>7</sup> Als akademisches Fach entsprangen sie den Köpfen von Bildungsbeauftragten und Bürokraten und vermischten (eigentlich verschnitten) beziehungslose Fakultäten und geistige Kulturen, um den Output zu erhöhen. Anders als die Cultural Studies, die aus den sozialen Konflikten und der Unruhe der Nachkriegszeit in Großbritannien entstanden, waren Medienwissenschaften von Anfang an eine Verwaltungserfindung, ein halbherzig errichtetes, *top-down*-Konglomerat aus Literatur, Theater, Kommunikationswissenschaften und einigen anderen, je nach der Situation vor Ort.<sup>8</sup> Aufgrund der Unbeholfenheit der frühen technologischen Entwicklungen wurden die Medienwissenschaften zu Bürgern zweiter Klasse in der akademischen Gesellschaft: weder drinnen noch draußen. Sie sind zu wenig anstrengend und berufsbezogen, um für die Medienindustrie interessant zu sein, aber auch zu wenig elaboriert, um dem Vergleich mit der Philosophie standzuhalten. Im Nachhinein wäre es vielleicht ein besserer Plan gewesen, Medienwissenschaften als Nebenzweig der Literaturwissenschaft einzurichten (wie es an manchen Orten noch passiert), die ja die Geburtsstätte der meisten Medientheorien von McLuhan bis Kittler ist.

Der australisch-amerikanische Medientheoretiker McKenzie Wark, der an der New School in New York arbeitet, formuliert es so:

Leute können eine großartige Arbeit mit geringen Mitteln machen, wenn sie nur daran glauben. Sie werden sogar bessere Arbeit leisten. Es ist kein Zufall, dass unser Kanon voll von randständigen Leuten ist: Marx, Benjamin, Debord, Baudrillard. Sie hatten keine Stipendien der National Science Foundation, aber sie hatten Leidenschaft. Sie hatten <bunte Biografien>.<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Im Original deutsch.

<sup>8</sup> Der Wikipedia-Eintrag zu *Media Studies* ist ein interessanter Fall, der zeigt, wie dürftig diese derzeit definiert sind, [http://en.wikipedia.org/wiki/Media\\_studies](http://en.wikipedia.org/wiki/Media_studies), gesehen am 13.3.2011.

<sup>9</sup> Aus einer privaten E-Mail vom 6. Juni 2009.

Die Illusion, auf einer Multimedia-Dotcom-Web 2.0-Welle zu reiten, hat bereits eine oder zwei Generationen zum Narren gehalten. Die Ehrgeizigen erlebten weder einen Ausverkauf, noch etablierten sie sich als digitale Bohème, sondern sie landeten einfach in einer wenig angenehmen, neoliberalen globalen Realität. Lev Manovich, der von San Diego (USA) aus arbeitet, wo er ein Zentrum für *Software Studies* leitet, erklärt, warum die Theorie der 1960–1980er Jahre oft nicht besonders relevant ist: «weil die Geschäfts- und Computerkultur heutzutage auf vielen Prinzipien dieser Theorien beruhen – von Ironie über Selbstreferentialität der Werbung bis hin zu <rhizomatischen> Netzwerken. Daher bedeutet die Benutzung solcher theoretischer Konzepte nur, das Offensichtliche festzustellen.»

Nur wenige Menschen, wenn überhaupt jemand, sahen die Explosion voraus, die der Ausbreitung von IT auf alle Gebiete der Gesellschaft folgte. Statt Debatten anzuhetzen und kritische Konzepte zu entwickeln, wurde wertvolle Zeit mit der unproduktiven Frage verschwendet, wie <neue Medien> in die Fakultäten <alter Medien> integriert werden sollten.<sup>10</sup> Die Genealogie des Computers, die in der Mathematik, dem Militär und der Kybernetik wurzelt, hat noch kein Äquivalent zu dem kunsthistorischen Ansatz der Bildwissenschaften gefunden, die das Transportkonzept der Medienwissenschaften nicht teilen. Und die nebeneinander verlaufenden Geschichten des Codes und des Bildes machen es unglaublich schwierig, sie in einem Curriculum zusammenzubringen, nur um den Studierenden vorzugaukeln, dass das alles dasselbe sei, nämlich <Medien>. Konvergenz in ihrer letzten Verkörperung als <Cross-Media>, <Screen Studies> oder <Trans Media> wurde schon immer für ihren reduktionistischen, unternehmerischen Ansatz kritisiert. Nicht alles kann – oder sollte – auf Nullen und Einsen reduziert werden, ebenso wenig wie menschliche Erfahrung nicht auf visuelle Kultur reduziert werden kann. Medien beschränken sich nicht auf ihre Rezeption. Wie Matthew Fuller feststellt: «Wenn wir stattdessen die Produktion betonen, sei es durch eine an der Praxis orientierte Forschung oder mit einer Deleuzianischen Emphase für Expression, dann bekommt die Frage der Genealogie eine andere Wendung.»<sup>11</sup> Würde ein gewöhnlicher Benutzer technischer Medien es jemals für eine schlaue Entscheidung halten, Fernsehen, Radio oder Bildende Künste zusammen mit Mobiltelefonen, Twitter oder Google in einen Topf zu werfen? UserInnen nehmen aktiv teil und tauschen sich tagtäglich aus. Wohin wird eine solche Unterteilung in unseren höchsten Bildungsinstitutionen sie wohl eher führen: zur Speerspitze der Sachkenntnis oder in einen Ideensumpf am Arsch der Welt?

Statt sich Konzepte hier und dort auszuleihen, erkennen wir nun die Kehrseiten der naiven Predigt interdisziplinärer Zusammenarbeit. Die Methoden und Konzepte aus der Rundfunkära der <Massenmedien> sind kaum geeignet, digitale Netzwerkkulturen zu untersuchen. Die schwindende Bedeutung linguistischer Theoriebildung, im Gleichschritt mit der schrump-

<sup>10</sup> In seiner Streitschrift zu «Media Studies 2.0» verzeichnet David Gauntlett in *Media Studies 1.0*-Studiengängen eine «unbestimmte Kenntnisaufnahme des Internets und der neuen digitalen Medien als «Erweiterung» zu den traditionellen Medien (mit denen man wie mit einem in sich geschlossenen Segment umgeht, das an ein medienwissenschaftliches Modul, Buch oder einen Abschluss gehängt wird).» Vgl. auch sein Forum <http://twopointzeroforum.blogspot.com/>, gesehen am 13.3.2011.

<sup>11</sup> Aus einer privaten E-Mail-Korrespondenz vom 30.6.2009.

fenden Autorität der Geisteswissenschaften und ihrer stagnierenden Zahl an WissenschaftlerInnen, hilft auch nicht gerade weiter. Wir können jetzt auf ein ganzes Jahrzehnt zurückblicken, in dem hart arbeitende Pioniere der Neuen Medien Programme mit bescheidenem Erfolg ins Leben gerufen haben. Die beschwerliche Aufgabe, einen umfassenden Korpus kritischer Konzepte und zugehöriger Fallstudien zu erarbeiten, wurde angegangen und dennoch gibt es weiterhin einen Mangel an klassischen Texten aus den Jahren 2001–2009. Nur wenige Bücher und Kunstwerke können es mit der Lebendigkeit und spekulativen Verrücktheit der 90er Jahre aufnehmen. Trotz seiner Mängel bleibt Manovichs *Language of New Media* von 1999 einer der wenigen kanonischen Texte, der auch Außenstehenden bekannt ist. Aber selbst dieser Text lehrt uns aus heutiger Sicht mehr über die Multimediakultur der 90er Jahre als über das Google-Zeitalter der Blogs, Twitter und sozialen Netzwerke. Das Gleiche gilt für den *New Media Reader*, eine von Noah Wardrip-Fruin und Nick Montfort herausgegebene und eigentlich recht brauchbare Sammlung von Texten, die als historische Referenz dienen können. Aber warum endet dieses Buch mit der Erfindung des World Wide Web in den frühen 1990er Jahren? Ein Kanon kritischer Internetstudien muss erst noch erschlossen werden und das gilt insbesondere für Einführungsbücher und Reader.<sup>12</sup> Die Anthologie des *Mute*-Magazins *Proud to be Flesh* ist sicherlich ein guter Anfang. Aber wer macht diese radikale Kritik, die sich in den letzten 15 Jahren innerhalb der vernetzten Welt entwickelt hat, auch in anderen Kontexten bekannt? Wird es am Ende wieder auf den gemeinsamen Nenner heruntergebrochen, dass unsere Gehirne und unsere Körper die Informationsflut nicht mehr verarbeiten können und unter ihr zusammenbrechen?

Verglichen mit der wachsenden Nachfrage des Arbeitsmarkts nach Fachkompetenz im Bereich der Neuen Medien hat die akademische Welt sich erschreckend wenig mit den Neuen Medien oder deren Weiterentwicklung beschäftigt. Während auf der Ebene der technischen Infrastruktur viel geschehen ist, hat sich die öffentliche Wahrnehmung von <alten> und <neuen> Medien weiter auseinanderentwickelt. Überall in der Gesellschaft sind ernst zu nehmende Spannungen und Konflikte um Themen wie geistiges Eigentum, Sprachpolitik im Netz und Techno-Libertarismus entstanden, doch die vermeintlich intellektuellen Experten im Bereich Neue Medien spielen in solchen Debatten nur kleine Nebenrollen. Dies ist erst recht besorgniserregend, weil sich die geisteswissenschaftlichen Fakultäten einer zunehmenden Konkurrenz aus den Bereichen Anthropologie, Soziologie, den Informationswissenschaften, Science-Technology-Society- (STS-) Programmen und sogar betriebswirtschaftlichen Studiengängen gegenüber sehen. Für die Community der Geisteswissenschaftler, die sich mit Neuen Medien befassen, wird es Zeit, Alarm zu schlagen. Es muss darum gehen, sich für Ansätze stark zu machen, die in der Ideengeschichte wurzeln, für Ansätze, welche die Bedeutung der Ästhetik betonen, und für ein kritisches konzeptuelles Denken, das den ak-

<sup>12</sup> In seiner E-Mail-Antwort hebt Mirko Tobias Schäfer schlechte Forschung, mangelhafte Lehre und inkompetente Administration namentlich hervor, um nicht Medienwissenschaften als solche für die derzeitige Situation anzuklagen. «Die Studierenden werden schlecht unterrichtet, Ted Talks werden auf einmal mit akademischen Konferenzen verwechselt, Blog-Einträge werden zitiert, als wären sie Essays, und Kommentare werden als *peer review* überschätzt. Es ist interessant, wenn man die Blogrolle sogenannter akademischer Blogs durchgeht; sie sind voller populärer und zugegebenermaßen witziger Tagungsredner, aber Links zu First Monday, Arxiv oder anderen sind selten.» (18.9.2009).

tuellen Stand der Dinge reflektiert. Die Gesellschaft stellt kritische Fragen, die mitten in das Herz der neuen Medien zielen: Was sind die sozialen Implikationen der Konstruktion von Online-Identitäten? Was sind die politischen Effekte von bildgebenden Verfahren? Wie können globale Beziehungen und lokale Kulturen die Flut an Informationen beherrschen? Welche Auswirkungen haben wir von den umzäunten Gärten großer Unternehmen und national eingemauerten Netzen zu erwarten?<sup>13</sup>

Die Forschung zu Neuen Medien hat es nicht nur mit einer komplizierten institutionellen Gemengelage zu tun, sondern sieht sich auch mit einem anderen, allgemeineren Problem konfrontiert. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Neuen Medien hinkt dem Zeitgeist zunehmend hinterher und beschäftigt sich lieber mit Geschichtsschreibung, anstatt kritische Theorien zu entwerfen, die in der Lage wären, etwas zu neuen Entwicklungen zu sagen. Der Zeithorizont akademischer Forschung ist so langfristig und immer noch so sehr auf die Produktion von Büchern fixiert, dass es immer weniger Raum für Interventionen in Echtzeit gibt – von geisteswissenschaftlichen Beiträgen zur Zukunft von Technik und Gesellschaft ganz zu schweigen. Twitter ersetzt mal eben CNN und die globalen Pressedienste, und die akademische Forschung hat sich schon vor Jahren aus dem technologischen Wettrennen verabschiedet. Was kann Forschung in einer Echtzeit-Gesellschaft sein? Vor dieser Frage können wir nicht weiter davonlaufen und uns mit den institutionellen Zwängen entschuldigen, mit denen wir uns herumschlagen. Dieses Problem betrifft viele andere Disziplinen, Berufe und die Gesellschaft im Allgemeinen genauso. Die Strategie der Naturwissenschaften, den größten Teil ihrer Gelder über <Grundlagenforschung> zu erwerben, klingt ermutigend, aber auch maßlos unrealistisch, weil sie sich damit einer praktischen Anwendbarkeit ihrer Forschung effektiv widersetzen. Die Geisteswissenschaften leiden weiter, während die sogenannten *Hard Sciences* durchschnittlich 85 % der Forschungsgelder einstreichen. Sind alle ethischen Probleme in Bezug auf CERN, *Data Mining* und Biotechnologie diskutiert worden? Wollen wir es einfach den Regierungen und großen Unternehmen überlassen, sich selbst zu kontrollieren? Können Theorie und Ästhetik ihre Führungsposition bei der Entfaltung von Visionen wiedererlangen, seien sie positiv oder negativ? Was für eine Ironie, dass in Zeiten, in denen so viel über die <kreative Stadt> oder <kreative Industrien> gesprochen wird, die Geisteswissenschaften immer weniger gefördert werden. Vielleicht sind es einfach nicht die richtigen Strategien, um die eigene Verbundenheit und die Dringlichkeit der Themen und Ansätze unter Beweis zu stellen. Wäre es besser, mit <unzeitgemäßer> Forschung zu beginnen?

In einem E-Mail-Gespräch bemerkte Henry Warwick, der an der Ryerson Universität in Toronto im Bereich Neue Medien unterrichtet, Folgendes:

<sup>13</sup> Florian Cramer schrieb in einer E-Mail am 16. September 2009: «Das Problem ist, dass die Geisteswissenschaften durch ihre Orientierung am Kanon niemals daran interessiert waren, kurzzeitiges Wissen oder Inputs zu produzieren. Wenn Du eine Dissertation oder eine Monografie schreibst, wirst Du als Akademiker\*in immer einen Gegenstand wählen, der Dir idealerweise eine ewige Reputation verschafft und <zeitlos> gültige Kritik hervorbringen. Dies trifft auf alle Meilensteine der modernen Kritik zu, von Walter Benjamin über Auerbachs <Mimesis> bis Northrop Frye, Harold Bloom usw. Mit diesem Ziel wirst Du niemals ein Buch über Twitter schreiben – jeder professionelle Betreuer wird Dich warnen, dass es aus der Mode ist, sobald es fertig wird, und Dir Deine Karriere ruinieren wird. Deshalb sind die Geisteswissenschaften strukturell konservativ und nicht an aktuellen kulturellen Themen interessiert.»

Buchstäblich Hunderte von medienwissenschaftlichen Instituten weltweit haben es mit der gleichen Dynamik zu tun: Die Idee, dass das Regime des Analoges, des Rundfunks und der Bildenden Künste im Zentrum steht, hält sich nicht länger, denn tatsächlich wurde alles in Teilelemente zerlegt und jedes Element bildet nur einen einzelnen Strang im großen Medienverbund. Als Konsequenz werden <störende> theoretische Bedenken verworfen, ignoriert oder bestraft. Die daraus resultierende Prekarisierung wird als <Teil des Spiels> akzeptiert [...]. Währenddessen bleibt unbemerkt, dass der Wechsel zur Betrachtung von Medien unter dem Aspekt der Berechenbarkeit – angesichts von billigem Speicherplatz und immer größerer Bandbreite – enorme und weitreichende theoretische, soziale, politische und ästhetische (und eine Menge anderer) Auswirkungen hat.

Wenn man mit den Wegbereitern der Forschung und Lehre im Bereich Neue Medien spricht, bemerkt man jene abwartende Haltung, die sich in dem Maße eingeschlichen hat, wie die Generation X erwachsen geworden ist; die Kultur des Sich-Beschwerens ist das wesentliche Merkmal ihrer Gespräche. Die Kritik an Neoliberalismus und zügellosem Kapitalismus mag scharf und richtig sein, aber zwischen den Zeilen vernehmen wir müde Stimmen. Nach zehn bis fünfzehn Jahren harter Arbeit, um digitale/interaktive Forschungsprogramme aufzubauen, haben viele ihre Lebendigkeit verloren und sind nicht mehr in der Lage, kühne Initiativen zu wagen, die neue Wege beschreiten. Es stellt sich eine defensive Haltung ein. Sollte man sich um größere institutionelle Anerkennung bemühen oder Institutionalisierung generell als die Ursache der Stagnation begreifen? Das System zerstört die Lebensgeister derer, denen es nur ein paar Brotkrumen hinwirft. Der <digitale> Lehrkörper ist neu, nur mit befristeten Arbeitsverträgen ausgestattet und nicht durch Professuren gestützt, was prekäre Arbeitsverhältnisse zur Folge hat. Ein solches Prekariat ist bedrohlich und von keinem erwünscht, insbesondere wenn auch noch das Naheliegende passiert und Lebensgefährten ins Spiel kommen, die ebenfalls eine Karriere verfolgen, Kinder großziehen und Hypotheken abbezahlen müssen.

Während sie weder den großen Ritt auf dem Rücken des Kapitals wagen noch die radikale Verweigerung, bieten sich MedienkünstlerInnen, ProgrammiererInnen und KritikerInnen immer weniger Möglichkeiten, während sich das Feld im Allgemeinen unerreichbar weit ausbreitet. Wo liegt unsere eigentliche Kompetenz? Wenn wir der Stagnation entkommen wollen, müssen wir die verrotteten Teile und ineffektiven Praktiken identifizieren und entfernen, bevor wir kollaborative Wikis eröffnen. Wir brauchen ein radikales Umdenken und müssen aufhören, mit Institutionen als Standardantwort auf alle Fragen zu reagieren. Ist Theorie selbst, mit all der Last, den dieser Begriff mit sich trägt, ein notwendiges Kernelement der Arbeit, die zu tun ist?

Viele MedienpraktikerInnen sind es nicht gewohnt, in theoretischen Bezugsrahmen zu denken, und noch weniger, damit herumzuspielen. Henry Warwick schreibt dazu:

Es ist gefährlich, sich auf die unkritische und undurchdachte Akzeptanz populärer Denkfiguren zu verlassen, einen leeren und ignoranten Formalismus [...]. Digitale Medien werden von einem nichttheoretischen Standpunkt aus betrachtet und instrumentalisiert. Film Institute beschäftigen sich oft gar nicht mehr mit Film, sondern produzieren tatsächlich Video. Studiengänge für Visuelle Kommunikation beschäftigen sich nicht mehr mit Farben, sondern unterrichten Photoshop. [...] Ein ökonomisches Beispiel für die Dringlichkeit dieser Widersprüche, die aus dieser Situation entstehen, ist der Canadian Television Fund, der seinen Namen in Canadian Media Fund geändert hat und nun von den Bewerbern verlangt, ihren Fernsehträgen Onlinestrategien beizulegen, wenn sie wollen, dass ihre Bewerbung überhaupt berücksichtigt wird.

Im Rahmen eines ähnlichen Schachzuges wurde der Holländische Kultur und Rundfunk Fonds (*Stifo*) in Medienfonds umbenannt.<sup>14</sup> Schauen wir uns die Niederlande genauer an, wo die Studiengänge für <Neue Medien> in Utrecht und Amsterdam selbst ihre eigenen mühsamen Kämpfe führen. Mit wenigen Ausnahmen hat die nationale akademische Forschungsgesellschaft NWO es nie richtig verstanden, die Neuen Medien (aus der Perspektive der Geisteswissenschaften) besonders zu fördern. Dies ist die Hauptursache dafür, dass die akademischen Forschungsprogramme im Bereich Neue Medien verglichen mit den Ausbildungsprogrammen der Fachhochschulen geradezu winzig sind. Um die Zahl der Einschreibungen zu erhöhen, wurden letztere aktiv dabei unterstützt, eigene Abschlüsse anzubieten. Anstatt sich zu vergrößern, um mit dem Wachstum des Internets (einschließlich der Computerspiele und des Mobilfunks) Schritt zu halten, mussten diese Initiativen im Bereich Neue Medien in bereits existierenden Fakultäten, die kaum Interesse daran hatten, die neuen Konkurrenten zu fördern, um Anerkennung ringen.

Auch der Sammelband *Digital Material*,<sup>15</sup> der 2009 auf dem zehnten Jubiläum des medienwissenschaftlichen Instituts in Utrecht präsentiert wurde, beansprucht keine eigene Programmatik. Er fasst die Medienfrage schlicht in der Form eines pragmatischen und eher künstlichen Konzepts der <digital materiality> zusammen. Es sind eher bestimmte Methoden und Ansätze, die eine Abgrenzung ermöglichen, als eine gemeinsame Arbeitsorganisation. Während einige in typischer Manier die Heterogenität der Forschung feiern, sehen andere im Mangel an Einheitlichkeit eine vergebene Chance, insbesondere für die unzähligen Studierenden, die das Land verlassen müssen, weil es immer noch kein anständiges Promotionsprogramm im Bereich Neue Medien gibt; es gibt keine Utrechter oder Amsterdamer Schule in der Forschung zu Neuen Medien. Wenn wir die Neuen Medien klein halten wollen, dann sollten wir weiterhin multidisziplinäre Forschungsgruppen mit disparaten Interessen schaffen – *divide and conquer!* Was wir jetzt haben, ist eine langsam wachsende, aber wenig organisierte Gruppe von WissenschaftlerInnen, die interessante Arbeit leisten, aber trotz der vielfältigen und potenziell gesellschaftlichen Implikationen des Feldes kaum Unterstützung für ihre Arbeit bekommen. Wie kann die Erforschung der Neuen Medien diesen Teufelskreis verlassen und in

<sup>14</sup> <http://www.mediafonds.nl/page.oc?mode=&version=&pageid=10&MenuID=0>, gesehen am 13.3.2011

<sup>15</sup> Marianne van den Boomen, u. a. (Hg.), *Digital Material, Tracing New Media in Everyday Life and Technology*, Amsterdam (Amsterdam University Press) 2009. Vgl. auch: [http://www2.let.uu.nl/Solis/joc/agendaitems/10th\\_anniversary\\_new\\_media.htm](http://www2.let.uu.nl/Solis/joc/agendaitems/10th_anniversary_new_media.htm), gesehen am 13.3.2011 Die Idee für den hier vorliegenden Text entstand aus einem kurzen Statement, das ich dort gemeinsam mit Florian Cramer präsentierte und das die Abnabelung der Neuen Medien von dem Kontext der Film- und Fernsehwissenschaften vorschlug.

einer Art Quantensprung wieder zur den gesellschaftlichen Entwicklungen aufschließen?

Uns fehlt es an Kapazitäten oder einem gemeinsamen Willen, um gewagte und stimmige Programme, Institute oder vielleicht Schulen aufzubauen. Nichtsdestotrotz müssen wir den Raum einfordern, um genau diese kühnen Initiativen aufzubauen, wenn Neue-Medien-Studiengänge ihre kritische Funktion erfüllen sollen. Wir sollten das wachsende Interesse für die Entwicklung von Werkzeugen und Methoden zur Analyse Neuer Medien positiv aufnehmen (siehe Richard Rogers' *Digital Methods Initiative* in Amsterdam und Lev Manovichs *Cultural Analytics* in San Diego), aber wenn man sich die derzeitigen technologischen Entwicklungen anschaut, ist dieses Interesse deutlich unterentwickelt. Zudem liefern uns diese Werkzeuge und Methoden kaum die umfassendere Vision, die so dringend auf die Frage antworten müsste, wo man die Wissenschaft der Neuen Medien als Ganzes hernehmen soll. Die Methode ist die Botschaft. Wer weiß? Welche Vorschläge sind aus dem Feld selbst gekommen? Der <quantitative Turn>, die vielleicht aktuellste und <beste> selbstgewählte Antwort, die von den Medienwissenschaften hervorgebracht wird, eröffnet noch kein Programm; sie ist bestenfalls eine schlaue Reaktion innerhalb der digitalen Geisteswissenschaften, um die neuesten technologischen Angebote zu verstehen und nutzbar zu machen. Hier entsteht eine latente Methodenfalle. Methoden und Visualisierungen von Datensammlungen laufen Gefahr, den Blick in den Rückspiegel zur dominanten Kultur zu machen.

Bis hierher wurde von der problematischen Beziehung zwischen den narratologisch orientierten Massenmedien-Wissenschaften und <Neuen Medien> gesprochen. Aber welche Rolle nimmt die Medientheorie in all dem ein? Wenn wir uns die Bücher anschauen, blieb der Kanon über die letzten fünfzehn Jahre hinweg stabil. Von Benjamin und Brecht über Innis und McLuhan, Williams, Baudrillard bis Kittler, mit persönlichen Vorlieben für Flusser und Virilio, Ronell oder Luhmann. Während keiner dieser DenkerInnen sich direkt mit aktuellen Problemen der digitalen Netzwerkumgebungen auseinandersetzt, gibt es genug konzeptuelle Bruchstücke oder *found footage* in diesen oft allgemeinen Theorien, um jüngere WissenschaftlerInnen der Neuen Medien zufriedenzustellen. Die häufig düsteren, negativen Sichtweisen wirkten wie Gegengifte zu dem unverbesserlichen Positivismus der Unternehmensgurus und -berater. Solange der theoretische Werkzeugkasten brauchbar war, gab es ein produktives Verhältnis. Es war eine machtvolle Geste, das Ende des Sozialen, Politischen und der Geschichte zu feiern. Das begann sich um 2001 herum zu ändern, nach 9/11 und der Dotcom-Krise, als die Jahre der Spekulation zu Ende gingen. Allmählich wurde Theorie historisch. Der Unterschied zwischen Medientheorie (als Reservoir von Konzepten) und <Medienarchäologie> begann sich aufzulösen. Das geisteswissenschaftliche Erbe, das früher einmal als Fundgrube schräger (nämlich irrelevanter, nicht-empirischer und unzeitgemäßer) schlagkräftiger Erkenntnisse galt, zeigte nun seine Defizite: das Soziale. War es früher

einmal befreiend, nur ein einziges Mal nicht über die bekannten Themen der Sozialwissenschaften zu sprechen, werden nun soziale Formationen wie *communities, mobs, tribes* – und eben auch soziale Netzwerke – wiederentdeckt.

Wenn die Erforschung Neuer Medien ihr Potenzial, dem gegenwärtigen Ausmaß und der Differenziertheit ihres Gegenstands gerecht zu werden, zur Entfaltung bringen will, muss sie sich von den <alten Medien> trennen und alleine weitermachen. Den Punkt, an dem wir technisch weniger versierten Gelehrten noch den Gebrauch des Computers, das Digitale und das Netz erklären mussten, haben wir schon lange überschritten. Statt um schwindende Ressourcen zu streiten, wird es Zeit, die Vorsicht in den Wind zu schlagen und auf kompromisslose Entwicklung zu setzen. Die großen Synergien aus Multi-, Hyper-, und Cross-Media-Ansätzen mögen als Geschäftsmodelle in der überdrehten *demo-or-die*-Kultur funktioniert haben, aber in der *publish-or-perish*-Kultur der akademischen Welt haben diese synthetisierenden Ansätze bloß die Neue-Medien-Forschung gebremst. Die Obsession für Hollywood-Filme wie *The Lawnmower Man* oder *The Matrix* hatte niemals viel über die bestehende (globale) Kultur der Neuen Medien zu sagen. Im Rückblick war die Cyberkultur eine subkulturelle Falle für diejenigen, die an Körperpolitiken und visuellen Repräsentationen interessiert waren; für Theorien des Internets und der Neuen Medien war dies eine Sackgasse. Wir müssen Nein sagen zur Darstellungs-Schule der Medienwissenschaften, die alle Probleme auf Bildlichkeiten reduziert – nicht weil wir die Medienfrage gelöst und all ihre Probleme hinter uns gelassen hätten, sondern weil wir die Geschwindigkeit und das Wachstum brauchen, das diese Unabhängigkeit gewährt.

Man muss sich nur die grundlegende Metapher anschauen, die Medienwissenschaften antreibt: die Idee der <Fusion>, in diesem Fall von Disziplinen und Plattformen, angetrieben von dem multidisziplinären Traum, dass «wir alle sowieso an demselben arbeiten». Der CNET-Autor Steve Tobak fasste das Verhängnis der todgeweihten Fusionen in der Geschäftswelt treffend zusammen: «Manche scheiterten so spektakulär, dass die fusionierten Unternehmen ganz den Bach runtergingen, andere endeten im Rücktritt der Geschäftsführer, die sie geleitet hatten, einige stornierten sich selbst und andere waren einfach nur blöde Ideen, die von Anfang an dem Untergang geweiht waren.»<sup>16</sup> Was ist also das Schicksal der Medienwissenschaften? «Eine Studie von Bain & Company von 2004 belegt, dass 70% der Fusionen den Unternehmenswert nicht steigern konnten. Kürzlich stellte eine Studie der Hay Group und der Sorbonne von 2007 fest, dass mehr als 90% der Fusionen in Europa ihre finanziellen Ziele nicht erreichten.»<sup>17</sup>

Man mag die 1:1-Übersetzung der Unternehmenssprache in die akademische Welt verschmähen, aber warum sollte es in der Bildung so anders sein? Wegen der ständigen Neuzusammensetzung sind die Programme und Fakultäten, von denen wir sprechen, genau genommen keine Eheschließungen (die

<sup>16</sup> <http://news.cnet.com/8301-13555-3-9796296-34.html>, gesehen am 13.3.2011.

<sup>17</sup> <http://edition.cnn.com/2009/BUSINESS/05/21/merger.marriage/>, gesehen am 13.3.2011.

selbst eine Scheidungsrate von 40–50 % haben). Was ist, wenn die angenommenen Gemeinsamkeiten und Synergien zwischen alten und neuen Medien sich einfach nicht auszahlen? Schauen wir, wie Time Warner seine Fusion mit AOL wieder auflöste, «wodurch Time Warner sich auf die Produktion von Fernsehshows, Filmen und anderen Inhalten konzentrieren konnte, ohne AOL ständig wie einen Albatros am Hals zu haben.» Mit einem Vorstoß in Richtung Berufsausbildung, einer Stagnation in den *Cultural Studies* und einem Widerwillen gegen Theorie im Allgemeinen bleiben film- und fernsehwissenschaftlichen Studiengängen nur Verteidigungsgesten gegen das sich immer weiter ausbreitende Reich des Digitalen. Alles ist verloren, wenn diese oder jene Fusion zwischen den Disziplinen und Studiengängen nicht funktioniert. Die Zukunft der Medienwissenschaften liegt in ihrem Vermögen, diese erzwungenen Synergien in Richtung *Screen Cultures* oder *Visual Studies* zu vermeiden und stattdessen einen Weg zu beschreiten, der neue institutionelle Formen erfindet, die sie mit der kollaborativen und selbstorganisierten Kultur von Lehr- und Forschungsnetzwerken verbindet. Aber solange die Medienwissenschaften diesen Schritt nicht machen, werden sie eines dieser verschwindenden Objekte sein, die sie selbst gerne erforschen. Was genau würde man beim Ausprobieren eines neuen Ansatzes verlieren? Ist es nicht an der Zeit, sich zu verabschieden und voranzuschreiten?

Statt wieder und wieder zu versuchen, den Neuen Medien die Paradigmen des Films und des Fernsehens aufzuzwingen, könnten wir auch nach Disziplinen Ausschau halten, die in diesem Prozess bislang übersehen wurden. Für manche wären dies Informatik und Mathematik. Für Lev Manovich ist es Design:

Der Schlüssel zur Entwicklung einer autarken Theorie der Software-Kultur (oder wie immer wir es auch nennen wollen) liegt darin, Design ernst zu nehmen. Weil Design im Allgemeinen ignoriert wird, lassen die Hochschulen 80 % der zeitgenössischen Kultur außen vor. Wenn die Hochschulen beginnen, Design erst zu nehmen – Grafikdesign, Webdesign, interaktives Design, Erlebnisdesign, Softwaredesign usw. –, kann das auch dazu führen, dass man sich die konkrete Hardware, Software und Web-Anwendungen genau anschaut – sie detailliert analysiert, anstatt sie durch die Brille der <hohen Theorie> zu betrachten.<sup>18</sup>

Die Digitalisierung übernahm über Nacht die Herrschaft und als Konsequenz mussten sich selbst die Geisteswissenschaften dem <quantitativen> oder <computational turn> stellen und antworteten mit <digital humanities>-Programmen. Wenn wir sagen, dass <Text durchsuchbar geworden ist> und <Bilder berechenbar>, bedeutet dies, dass wir eine weitere Schicht des Wissens erforschen können, namentlich Muster, die im Vergleich mit anderen Gegenständen erkennbar werden. Dieser komparatistische Ansatz stellt die Gegenstände in einen größeren Kontext, der den individuellen Ausdruck übersteigt. Die Arbeiten von Adorno und Horkheimer zeigen, dass quantitative Forschung, wie das *Princeton Radio Project*, und qualitative Analysen, wie *Die Dialektik der Aufklärung*, sehr wohl von denselben Personen gemacht werden können. Man muss sich nicht

<sup>18</sup> Aus einer privaten E-Mail-Korrespondenz, 1.1.2010.

entscheiden. Während es in der Kulturanalyse keine Verpflichtung gibt, *tools* zu benutzen, und es noch nicht einmal absehbar ist, ob die durch *data mining* und Visualisierungsverfahren gewonnenen Forschungsergebnisse überhaupt hilfreich sind, sollten wir den Vorgang der Methodenentwicklung selbst als ein kulturelles Prototyping jenseits von Gut und Böse anerkennen. Trotzdem bleiben viele Fragen offen. Brauchen wir solche *tools*, um größere Trends zu verstehen? Gibt es andere Wege, um global zu denken? Warum brauchen wir erst einmal große Datensätze und Muster? Gibt es tatsächlich eine Krise der ‹Lesbarkeit› von Gesellschaft? Frühere Generationen dachten, sie könnten die Zeichen der Zeit anhand eines einzigen Romans, Films oder Songs entschlüsseln, aber ist dieses Vorgehen noch stichhaltig? Ist es nicht allzu leicht geworden, als Erstes die *gender-/class-/race*-Bedeutung im Werk eines Autors zu dekonstruieren? Es ist nur eine Meinung; warum sollten wir uns mit einer einzigen Beurteilung beschäftigen?

Die Unsicherheit hinsichtlich der Bedeutung eines individuellen kulturellen Ausdrucks in einer Massengesellschaft hat den Trend in Richtung eines ‹größeren Bildes› weiter angeheizt. Alex Galloway zufolge,

dreht sich die Krise um die Sozialwissenschaften und die Sammlung von Daten, den sogenannten ‹quantitativen turn›. Bislang hatten Wissenschaftler ein Monopol auf das Sammeln und Interpretieren von Information. Heute machen Google, Monsanto und Equifax diesen Job. Wissenschaftler werden heute von der Industrie ausgesaugt und abgestellt. Deshalb muss das Konzept der Medienwissenschaften gestrichen und neu gedacht werden. Die Ironie besteht natürlich darin, dass die Universitäten genau der Ort sind, an dem das wegen der konservativen Natur dieser Art von Institutionen niemals passieren wird. Das ist die Armut des akademischen Lebens. Sollen wir die Universität also hinter uns lassen?<sup>19</sup>

Während es in den wilden Mitt-90ern einen Hoffnungsschimmer gab, dass die Boheme der Neuen Medien die Rolle einnehmen würde, die Galloway aufzeigt, erstickte die Dotcom-Welle jede unabhängige Theorieproduktion. Wie können wir in einem derartigen Umfeld die sich immer weiter ausbreitenden Codierungspraxen, vom *unconferencing* bis zu *barcamps*, von *bricolabs* bis zu *book sprints*, am Besten nutzbar machen? Wollen wir wirklich, dass das höchste Niveau an Sachkenntnis hinter den Türen von Google, Monsanto und Equifax zu finden ist?

Statt künstliche Fusionen zu kreieren, haben Matthew Fuller und Andrew Goffey die faszinierenden *Evil Media Studies* ins Leben gerufen, die weniger eine Disziplin darstellen, sondern eher ‹eine Weise, mit ungezwungenen Praxen und Wissensfeldern zu arbeiten›, die sie als ‹Strategeme› beschrieben haben.<sup>20</sup> Sie schlagen folgende Möglichkeiten vor:

<sup>19</sup> Aus einer privaten E-Mail-Korrespondenz, 9.6.2009.

<sup>20</sup> Matthew Fuller, Andrew Goffey, *Evil Media Studies*, in: Jussi Parikka, Tony Sampson (Hg.), *The Spam Book: On Viruses, Porn, and other Anomalies from the Dark Side of Digital Culture*, Cresskill (Hampton Press) 2009. Onlineversion: <http://www.spc.org/fuller/texts/10/>, gesehen am 12.3.2011.

Bypass Representation, Exploit Anachronisms, Stimulate Malignancy, Machine the Commonplace, Make the Accidental Essential, Recourse Stratagems, The Rapture of Capture, Sophisticating Machinery, What Is Good For Natural Language is Good for Formal Language, Know Your Data, Liberate Determinism, Inattention Economy, Brains Beyond Language, Keep Your Stratagem Secret As Long As Possible, Take Care of the Symbols, the Sense Will Follow. The Creativity of Matter.

Diese programmatischen Aussagen können unternehmerischer Literatur, akademischen Konventionen und anderen selbstgerechten Befunden darüber entgegengesetzt werden, wie einträglich <Medien> sein können (aber in der chaotischen Realität des Alltags nicht sind).

Böse oder nicht, es wird Zeit, die akademischen Beschränkungen hinter sich zu lassen und die kollektive Imagination zu öffnen. Es ist an der Zeit aufzuhören, über lokale Grenzen zu sprechen, und zu schauen, was die gemeinsamen Ziele sind. Es gibt mehr als genug Hilfsmittel und Plattformen (obwohl nur wenige wissen, wie man sie geschickt nutzt). Allzu oft beschränken wir uns selbst aufgrund <ihrer> Regeln, in dem naiven Glauben, dass ein positiver Wille von unserer Seite den Raum für Verhandlungen erweitern wird. Dies wird besonders offensichtlich, wenn TheoretikerInnen, KünstlerInnen und AktivistInnen der Neuen Medien mit den von der akademischen Welt und der unternehmerischen Publikationsindustrie erzwungenen, undurchlässigen IP-Regeln konfrontiert sind. Was wir dabei beobachten können, ist, wie subversive Geister all ihre Rechte blind an SAGE, Elsevier Reed und andere Riesen abtreten. Warum? Wo die *Open-Access*-Bewegung derart an Schwungkraft zunimmt, fragt man sich, wann endlich ziviler Ungehorsam auf diesem Gebiet greifen wird und wann die Fälle von Mikro-Gegenwehr (die schon stattfinden) eine kritische Masse erreicht haben werden. Es ist an der Zeit, dass wir uns restriktiven Verlagsverträgen verweigern und uns selbst organisieren. Hören wir auf zu jammern und entwickeln selbst eine andere Publikationskultur, die auf der Höhe der Zeit ist. Lasst uns aktualisieren, wie wir selbst über unser Feld denken. Obwohl er die <Marke> Medienwissenschaften nicht vollständig preisgibt, schlägt McKenzie Wark eine alternative Perspektive vor, um die Entwicklungen auf dem Feld geschichtlich einzuordnen:

Etwas immer wieder für erledigt zu erklären ist verbunden mit der Verweigerung, es zu historisieren. Es gibt zwei Möglichkeiten, Medienwissenschaften historisch zu situieren. Die eine ist, Neue Medien als Zusatz oder Erweiterung der alten Medien zu betrachten. Zum Beispiel mit dem Kino zu beginnen und das Neue als <das Gleiche, aber anders> im selben Denkraum und derselben disziplinären Zuordnung zu verorten. Der andere Weg beginnt mit den Phänomenen, die vor uns liegen – Games, Mobilfunk, Internet –, inwieweit erzeugen sie gänzlich neue (weitreichende) Genealogien? Inwiefern fordern sie uns dazu auf, existierende Geschichten zurückzuweisen oder zu überarbeiten? Man muss drei Methoden vereinigen: die konzeptuelle, die ethnographische und die experimentelle. Das bloße Lesen von <Texten> hilft uns im Moment nicht weiter.<sup>21</sup>

<sup>21</sup> Aus einer privaten E-Mail-Korrespondenz, 9.6.2009

Drüben in New York plant McKenzie Wark die Medienwissenschaften zu revolutionieren.

Ich nehme an, dass es ein intellektueller Kampf innerhalb dieses Raums ist. Das Kindesalter ist vorüber und damit auch unsere Unschuld. Einen klugen Plan aufzustellen, handelt von Ressourcen und davon, Kämpfe anzuzetteln und Verbündete zu finden.

Innerhalb dieses Dialogs sieht Toby Miller, Leiter des Cultural & Media Studies Department an der University of California, Riverside, die Medienwissenschaften beherrscht von drei Themen: Eigentum und Kontrolle, Inhalt und Publikum.

Medienwissenschaften 1.0 geraten angesichts von Bürgern und Konsumenten als Publikum in Panik, während Medienwissenschaften 2.0 sie feiern. Ich würde panikfreie, kritische und internationalisierte Medienwissenschaften 3.0 bevorzugen.

Für Miller sind die alten Versionen von Medienwissenschaften eng mit einheimischen und imperialistischen Epistemologien verbunden, die überwunden werden müssen. Er schlägt Medienwissenschaften 3.0 vor, die

ethnographische, politisch-ökonomische und ästhetische Analysen global und lokal verstehen, Verknüpfungen zwischen Schlüsselthemen der kulturellen Produktion in der ganzen Welt (Afrika, Nord- und Südamerika, Asien, Europa und den Mittleren Osten) herstellen und diasporische/enteignete Gemeinschaften und deren eigene kulturelle Produktion (von Natives, afrikanischen und asiatischen Diasporas, Latin@s und Menschen aus dem Mittleren Osten) mit einbeziehen. Medienwissenschaften 3.0 benötigen eine medienzentrierte Version von *Area Studies*, die die Diaspora genauso wichtig nimmt wie regionale Unterschiede. Sie müssen motiviert sein durch kollektive Identitäten und durch Machtformationen, durch die Art, wie menschliche Subjekte geformt werden und wie sie kulturelle und soziale Räume erfahren.

Der Ruf nach einer <Internationalisierung> der Medienwissenschaften ist notwendig. Er braucht nicht nur intellektuelle Unterstützung, sondern muss auch umgesetzt werden. Die geisteswissenschaftliche Perspektive macht hier radikalere Schnitte und spricht andere Register an. Die hier vorgebrachte Kritik beansprucht volle Autonomie (von BA- bis zu Promotions-Studiengängen, um es im Bildungsjargon zu sagen), bevor wir nochmal über interdisziplinäre Zusammenarbeit sprechen können. Eine nochmals andere Herangehensweise würde auf die Entwicklung neuer Organisationsformen zielen. Welche taktischen Ressourcen sind für moderne <organisierte Netzwerke>, für verteilte *Think Tanks* und temporäre Medien-Labore nötig, damit sie ihre Arbeit machen können? Ein Großteil der technischen Infrastruktur ist für uns/dich verfügbar – manchmal umsonst, manchmal für eine Handvoll harter Währung. Auch wenn Theorie die Grundlage bereitet, kann dieser Weg nur durch Praxis zu Ende gegangen werden. Alles hängt an Konzepten, Demos, Betas, Versionen und daran, sich von Angesicht zu Angesicht zu treffen, was der teuerste und kostbarste Teil der Unternehmung ist.

Kann der *quantitative* oder *computational turn* Medientheorie wiederbeleben? Lev Manovich dazu:

Obwohl ich mich sehr über die Bandbreite an Möglichkeiten freue, die der *computational turn* eröffnet (und das ist der Grund, warum ich während der letzten zwei Jahre all meine Energie in <Kulturanalyse> gesteckt habe), bin ich mir über die Antwort auf die Frage nicht sicher. Zuerst einmal wird es etwa zehn Jahre dauern, bis Leute, die Medien studieren, so weit sein werden, diesen Ansatz zu übernehmen. Zweites muss er mit einer anderen wichtigen konzeptuellen Veränderung einhergehen – der Erforschung von Kultur als <alles und von allen geschaffen> im Gegensatz zu ausgewählten Objekten und Leuten, die man aus bestimmten Gründen für wichtig hält. Dies ist wirklich ein sehr großer Paradigmenwechsel – bei dem ich nicht sicher bin, ob er stattfinden wird. Ohne ihn werden wir einfach mit digitalen Geisteswissenschaften weitermachen, wie sie bereits in den Literaturwissenschaften seit zwei Jahrzehnten praktiziert werden – als Analyse von Stil und von historischen Formationen, aber nur an bedeutsamen <literarischen> Texten.<sup>22</sup>

Dem deutschen Medientheoretiker Florian Cramer folgend, der an dem *Rotterdam Piet Zwart Institute for Media Design* lehrt und forscht, ist das Prophezeiungs-/Futurologie-Spiel eine der fürchterlichsten Hinterlassenschaften der Medienwissenschaften:

Leute wie Marshall McLuhan oder Norbert Bolz hatten eine nebenberufliche Laufbahn als hochbezahlte Industrierberater für ihre <Visionen> einer zukünftigen Kommunikationskultur. Medienkunst, wie sie von der *Ars Electronica* in Linz bis zum *STRP-Festival* in Eindhoven gefördert wird, kommt immer noch mit dem Ausmalen von Bilderbüchern oder teuer produziertem, nicht-funktionierendem Technokunstmüll aus <media labs> durch, weil das irgendwie die Vision der zukünftigen Medien sein könnte (obwohl das nie eingelöst wurde) und immer noch staatliche Fördermittel beansprucht.<sup>23</sup>

Was wir nach Cramer wirklich brauchen, sind kritische Studien zum zeitgenössischen Gebrauch und den Kulturen der elektronischen/digitalen Informationstechnologie.

Wir sollten, was das betrifft, keine Medienwissenschaften 2.0 oder 3.0 fordern. Wir reden nicht über die nächste Generation, geschweige denn von einem bloßen Upgrade des derzeitigen institutionellen Setups. Die Hauptakteure innerhalb der Medienwissenschaften brauchen nicht über die Möglichkeiten des Web 2.0. informiert zu werden; wir können voraussetzen, dass sie sich dieser Möglichkeiten nur allzu bewusst sind. Es ist nicht die Zeit, Forderungen an diejenigen zu stellen, die derzeit <das Sagen haben>. Wir müssen die sozialen Modi der philosophischen Forschung selbst neu erfinden/imaginieren. Es ist bereits zu viel Energie auf die Frage verschwendet worden, wie Neue Medien möglicherweise in die institutionellen Gegebenheiten passen könnten. Eine ganze Generation hat sich in einem verwirrenden und mühseligen Kampf durch die Institutionen verlaufen, während die Vitalität der Welt digital geworden ist. Was können wir angesichts dieser verausgabten Energie vorweisen? Verschlingen die Computer und das Internet so viel kreative Libido, dass nur

<sup>22</sup> Aus einer privaten E-Mail-Korrespondenz, 1.1.2010.

<sup>23</sup> Aus einer privaten E-Mail-Korrespondenz, 16.9.2009.

wenig übrig ist, um die Backsteininstitutionen zu verändern, in denen das überkommene Leben stattfand? Was passiert, wenn wir mehr Selbstbewusstsein unter den TheoretikerInnen und PraktikerInnen der Neuen Medien entwickeln? Was passiert, wenn wir uns selbst als Akteure in das Heldenepos der Neuen Medien einbringen und uns in einer offenen und schließlich souveränen Weise auf die uns umgebenden Medientechnologien beziehen?

---

Den Kontext dieses polemischen Essays bilden die Medienwissenschaften – ein anglo-akademischer Ansatz aus den Geisteswissenschaften, der erst in den letzten 10–20 Jahren aufkam. Diese sind weder strikt wissenschaftlich noch berufsorientiert und bilden vor allem die höheren Kader der Medienbranche aus. Forschungsfähigkeiten sind dabei wichtig, müssen aber nicht unbedingt akademisch sein. Kurz gesagt: Es geht bei Medienwissenschaften nicht unbedingt um die Bildung von zukünftigen UniversitätsdozentInnen und ForscherInnen. Auch (und das ist für die deutsche Situation wichtig) spielt dabei die Medientheorie, so wie sie in den deutschsprachigen Ländern definiert wird, nur eine untergeordnete Rolle. Die Literatur ist ohne Ausnahme englisch. Daher habe ich hier auf eine Diskussion der Rolle der Medientheorie weitgehend verzichtet. Ich verweise dafür auf den Beitrag von Claus Pias in *Was waren Medien?* (kürzlich erschienen bei diaphanes).

Dieser Essay geht zurück auf eine gemeinsame Präsentation mit Florian Cramer in Utrecht anlässlich des 10-jährigen Jubiläums der Medienwissenschaften an der Universität Utrecht und wurde im Januar 2011 abgeschlossen. Er erscheint Ende 2011 in meiner vierten Studie über kritische Netzkultur, *Unlike Us*, bei Polity Press. Ein herzlicher Dank geht an Matthew Fuller, Alexander Galloway, Josephine Berry, McKenzie Wark, Toby Miller, Florian Cramer, Mirko Tobias Schäfer und Lev Manovich für ihren Dialog im Prozess der Verfertigung des Textes sowie an Henry Warwick und Tim Syth für die redaktionelle Unterstützung.

Aus dem Englischen von Michaela Wunsch